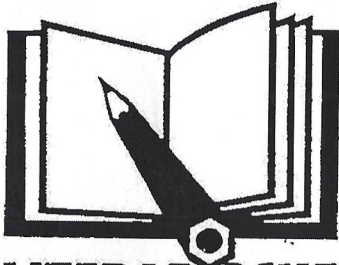


# «Ohne Zweifel der grösste deutsche Dichter seit Goethe . . .»

Sieht man, von Hermann Hesse, den für die Schweiz allein zu reklamieren eine Annäherung wäre, ab, so war Carl Spitteler (1845–1924) der bisher einzige Schweizer Literaturnobelpreisträger. Warum Spitteler zu dieser Ehre gelangte und wie es geschehen konnte, dass er trotz dieser hohen Auszeichnung heute praktisch vergessen ist, will der folgende Literarische Rapport aufzuzeigen versuchen.



## LITERARISCHE RAPPORTE

Von einem spektakulären Fund wusste die Wiener «Neue Freie Presse» am 26. 6. 1901 zu berichten. Im Palazzo Piccolomini in Siena sei ein bisher völlig unbekanntes Renaissance-Epos mit dem Titel «Primavera Olympica» entdeckt worden, das unzweifelhaft zu den Spitzenwerken der europäischen Literatur hinzuzuzählen sei. Der Verfasser belegte die These mit einer Reihe gereimter deutscher Jamben, um dann ganz am Schluss zuzugeben, dass er sich einen Scherz erlaubt hatte. Das ehrwürdige Alter und die fremde Herkunft sollten das Publikum für ein Werk interessieren, das eben erst am Entstehen war und das mit seinen schliessendlich 20 000 Versen, seiner altertümlichen Diktion, seinem mythologischen Personal und seiner heroisch-pessimistischen elitären Weltanschauung in einem seltsamen Kontrast zur literarischen Avantgarde des beginnenden 20. Jahrhunderts stand. Carl Spittelers Epos «Der olympische Frühling». Dem journalistischen Viercienspiel war ein ungeahnter Erfolg beschieden, führte es Spitteler doch den Musiker Felix Weingartner als Verehrer zu, der seinerseits dann 1904 mit seiner vielgelesenen Schrift «Carl

Spitteler Ein kunstnerisches Erlebnis» das vom Naturalismus enttäuschte Bildungsbürgertum von Dresden, Berlin und Wien für den an Schopenhauer orientierten mythologischen Weltschmerz des Schweizer Epikers begeisterte

«Ich dichte Dir ins Herz hinein . . .»

Womit nicht zuletzt auch die Rechnung jenes Mannes aufging, der sich seit jeher als Spittelers Apostel verstand und der auch besagten Wiener Zeitungartikel von 1901 geschrieben hatte: «Bund»-Feuilletonredaktor Josef Viktor Widmann «An Deine Dauerhaftigkeit glaube ich mit einer Art dogmatischer Orthodoxie», hatte Widmann den Jugendfreund, den er mit Christus zu vergleichen pflegte und dessen erste epische Versuche er mit Dantes «Divina commedia» bzw. dem Neuen Testament gleichsetzte, schon 1866 wissen lassen «Du bist nach allen Seiten hin so vollkommen, dass es zwar den Teufel gelüsten müsste, derartiges zu zerstören, aber es gibt keinen Teufel». Als «poetische Hoffnung des Jahrhunderts» und «einen Dichter, gewaltig wie keiner mehr seit Goethe» wollte er den Freund dann 1881, anlässlich des Erstlings «Prometheus und Epimetheus» in der «Wiener Allgemeinen Zeitung», lobpreisen. Die Redaktion schickte den Artikel jedoch unveröffentlicht zurück, was Widmann allerdings nicht davon abhielt, den inzwischen publizierten zweiten «Prometheus»-Band im «Bund» unter dem Titel «Eines ächten Dichters Erstling» vorzustellen und seine dreiteilige Rezension mit den Worten zu beginnen «Ein Buch ist erschienen, das eine Tat heissen muss»

Obwohl Prosawerke wie «Conrad der Leutnant», «Friedli der Kolden» oder «Imago» Spitteler auf der Höhe der zeitgenössischen Moderne zeigen, liess er sich von Widmann und dessen antiquarischer Poetologie dennoch dazu bestimmen, seine ganze Energie und künstlerische Kraft in die hoffnungslos veraltete, wenn gleich virtuos und mit unendlichem Fleiss gehandhabte Form des mythologischen Epos zu investieren «Durch Demen Glauben ist mein Werk Dein geworden», schrieb er seinem unermüdeten Mentor und Propagator schon ganz zu Anfang, «ich dichte Dir ins Herz hinein»

Von Widmann zu Romain Rolland

Als Widmann 1911 starb, war längst schon der Philologe Jonas Fränkel an sei-

ner Stelle getreten. Er hielt Spitteler über den Tod hinaus auch dann noch im ursprünglichen, persönlichen Sinn die Treue, als der Olympier längst zum Schweizer Nationaldichter und zum Prestige-Objekt der helvetischen Professorenschaft avanciert war. Dass Spitteler all dies hatte werden können, verdankte er nun aber keineswegs etwa einer plötzlichen Popularität seiner ebenso exzentrischen wie hermetischen Ependichtung, sondern einer ganz prosaischen politischen Rede und den Bemühungen eines französischen Dichterkollegen, der sein Werk allen Beteuerungen zum Trotz wohl eher aus opportunistischen denn aus künstlerischen Gründen in den Himmel hinauflobte

Die Rede hiess «Unser Schweizer Standpunkt», wurde am 14. 12. 1914 vor der «Neuen Helvetischen Gesellschaft» Zürich gehalten und wollte den zu Beginn des Krieges sichtbar werdenden Graben zwischen Deutsch und Welsch durch die Propagation eines neutralen Schweizer Standpunkts überbrücken

Sieht man von der konsolidierenden innenpolitischen Wirkung einmal ab, so wurde die Rede sowohl in Deutschland, wo fast alle Verehrer sich enttäuscht von ihm abwandten, als auch in Frankreich, wo er unzählige literarisch vollkommen ahnungslose Bewunderer fand, als dezi-

diert profranzösische Stellungnahme eines Neutralen missverstanden. «Spitteler, wer ist das schon?» trösteten sich die Deutschen «Schade nur, dass er kein Autor von Weltrang ist», bedauerten die Franzosen und nicht zuletzt auch Romain Rolland, Romancier, Pazifist und prominentester Vertreter des französischen Exils in der Schweiz

Hatte er sich noch 1913 Paul Seppel gegenüber abschätzig zu Spittelers Schaffen geäußert, seinen «ewig persiflierenden, etwas bemühten, gelegentlich auch pedantischen Ton» gerügt und seine «allzustarke Eingebildetheit» beklagt, so wurde ihm jetzt, nach jener Rede, für die er sich namens der französischen Literatur schriftlich bedankte, seine Epik unversehens zur Offenbarung «Sein Werk ist die ursprünglichste und gewaltigste Quelle, der ich in der gegenwärtigen Literatur begegnet bin», notierte er sich am 1. 9. 1915 ins Tagebuch. «Spitteler ist der Genius der Schweiz. Nie hat sie seinesgleichen

besessen» In einem Brief an Jonas Fränkel vom 13. 7. 1916 ging er dann noch einen Schritt weiter Spitteler sei, verkündete er jetzt, «ohne Zweifel der grösste deutsche Dichter seit Goethe»

Und 1918, als es darum ging, Fränkels Initiative für die Nobelpreiskandidatur Spittelers zum Erfolg zu verhelfen, beurteilte Rolland, Friedensnobelpreisträger

des Jahres 1915, den Favoriten in seinem Brief an den Sekretär von Heidenstam als den «sicher weitaus grössten Dichter, den die Schweiz je hervorgebracht» Den glücklichen Sieger aber feierte Rolland im Herbst 1920, nachdem das Nobelkomitee dem Schweizer gleichzeitig mit dem neuen Preisträger Knut Hamsun rückwirkend den bis dahin nicht vergebenen Preis für das Jahr 1919 zuerkannt hatte, von Paris aus telegraphisch als «den grössten Dichter unserer Zeit»

Und 70 Jahre später?

Stellt man Urteile wie diese der Wertschätzung gegenüber, die Spittelers Werk siebenzig Jahre danach noch gemisst, so könnte die Ernüchterung kaum grösser sein. Die grossen Epen, sein Hauptwerk, werden selbst von Germanisten kaum mehr wirklich gelesen, und begeisterte Zustimmung findet einzig noch der für sein Schaffen gänzlich untypische, zu Lebzeiten kaum beachtete Roman «Imago» von 1906. Ausserhalb der literarisch interessierten Kreise jedoch ist Spittelers Bekanntheitsgrad, der nach 1920 eine Zeitlang ungewöhnlich gross war und nicht nur das kolossale Liestaler Spitteler-Monument bzw. Philipp Etters nationale Spitteler-Gesamtausgabe von 1944–1958 legitimierte, sondern es z. B. einem Manne wie Hans W. Kopp noch 1963 ermöglichte, unter Berufung auf Spitteler mit seiner Rede, «Sinn und Sendung der Schweiz» als Antikommunist und geistiger Landesverteidiger durch die Lande zu ziehen, trotz Nobelpreis-praktisch auf Null gesunken

Dies, und nicht irgendein unentschuldigtes Bildungsdefizit, gilt es wohl zu bedenken, wenn im Herbst 1989 ein kultureller Allrounder wie der Jugendradiomoderator Roger Schawinski, von Interviewer Viklaus Meienberg nach dem Namen des bisher einzigen Schweizer Literaturnobelpreisträgers gefragt, auf Adalbert Stifter

Der Ruhm und die Bekanntheit eines Schriftstellers, so lautet die vielleicht sogar törichte Moral von der Geschichte, lässt sich offenbar auf Dauer weder durch grossartige Preise noch durch patriotische Meriten, noch durch Denkmäler, noch durch professorale Gesamtausgaben aufrechterhalten, sondern, wie etwa das Beispiel Robert Walsers zeigt, einzig und allein durch ein Œuvre, das der Zeit unverstaubt standhält und in jeder Generation wieder neue Leser findet

Charles Linsmayer